

Wie „schön“ darf eine Behörde sein? Die Frage ist virulent, seit die Politik Massenwohnungsbau, Schuldenbremse, Klimapolitik, Ukraine-Hilfe und Aufrüstung auf die Tagesordnung gesetzt hat. Da klingt es nobel und sogar urpreußisch, wenn der hochhehrwürdige Steuerzahlerbund dazu aufruft, auf öffentliche „Prachtbauten“ zu verrichten. Aber ist es auch vernünftig? Noch vor wenigen Jahrzehnten hat man die Anspruchslosigkeit, die Ausdrucksschwäche und Austauschbarkeit öffentlicher Gebäude in Deutschland beklagt. Inzwischen haben selbst Länder wie China architektonisch auferüstet, als gelte es, selbst noch das „siebentorige Theben“ des Kleine-Leute-Anwalts Bertolt Brecht in den Schatten zu stellen.

VON DANKWART GURATZSCH

Nun ist das Schöne nicht notwendig das Prächtige. Aber muss der Staat wirklich wie ein armer Sünder in Sack und Asche gehen? Ist die Erweiterung des Kanzleramtes mit filigranen Brücken, Hubschrauberlandeplatz und hufeisenförmig in den Kanzlergarten geschmiegenen Bürotrakten für eines der reichsten Länder der Erde „Verschwendung“? Natürlich rennen die Pfennigfuchser bei allen, die in öffentlichen Gebäuden nichts als Orte der Abfertigung sehen, offene Türen ein. Bürger sind Stimmvieh und ausreichend bedient, wenn sie einen Bescheid erhalten. Das ist treu obrigkeitstaatlich, und trotzdem „moralisch“. Schwebt uns nicht allen das edle Leitbild des Bauhauses vor, die bescheidene Kiste, die verhärmt am Stadtrand auf der Grünen Wiese steht?

Doch die Rechnung geht nicht auf. Noch immer wird Bauhaus in Deutschland gleichgesetzt mit preiswert, praktisch, preußisch-asketisch. Tatsächlich ist es das Gegenteil. Niemand hat bis heute nachgerechnet, welche Milliardensummen für Nachbesserung, Sanierung, Klimatauglichkeit der rechteckig-biederen Siedlungen im Stile der Neuen Sachlichkeit und des – neumodisch kleingeschriebenen – neuen Bauens bis heute aufgewendet werden mussten, nur um die dünnwandigen Gehäuse am Zusammenfallen zu hindern. Allein die Flachdächer, die noch kein Prophet des „Weniger ist mehr“ dicht bekommen hat und die nichts als eine Marotte der sich elitär dünkenden Bauhauskünstler waren, verschlingen Jahr für Jahr Millionen.

Inzwischen ist der Denkmalschutz in Deutschland darangegangen, das unbequeme Erbe komplett der Konservierung anheimzugeben. Es wird damit dem Markt (und den Argusaugen des Steuerzahlerbundes) entzogen. Das öffentliche Verbrennen von Baugeld geht ungehemmt weiter. „Oder denken wir an unser Lieblings- und Schmerzenskind, den sozialen Wohnungsbau, der öffentlich gefördert oder von mehr oder minder öffentlichen Unternehmungen ausgeführt wird“, mahnte schon vor mehr als 60 Jahren der SPD-Politiker und Jurist Adolf Arndt (1904 bis 1974), und er fuhr fort: „Könnte es nicht eine politische Aufgabe zur Entwicklung des Demokratischen sein, auch und gerade in diesem Wohnbau das Humane noch mehr zur Geltung zu bringen und uns das etwas kosten zu lassen (...)?“ Für Arndt stand die Dürftigkeit des öffentlichen Bauens in krassem Gegensatz zum Ideal der Demokratie, „das souveräne Volk als Bauherr seiner öffentlichen Bauten zu sehen“. Was hätte er zu seinen Parteigenossen Klara Geywitz und Olaf Scholz gesagt, die keinen anderen Weg aus der Baukrise als das serielle Fabrizieren der Kiste von der Stange sehen?

Wie sozialer Wohnungsbau wirklich gehen sollte, davon hatte Adolf Arndt klare Vorstellungen. Tatsächlich gehe es dabei, so insistierte er in seinem denkwürdigen Vortrag vor der Akademie der Künste in Berlin, um die Essenz der Demokratie: „Immer ist es ein Alarmzeichen für die Demokratie, sobald aus einer Gesellschaft, die Vergeudung keineswegs scheut, der Fanatismus einer angeblichen Sparsamkeit laut wird, dass die Gesellschaft es ja gar nicht wert sei, sich selber in Bauten Organe zu geben, die dem Gemeinsamen gewidmet sind.“ In Wahrheit sei das Gegenteil richtig: „Eine Demokratie ist nur so viel wert, wie sich ihre Menschen wert sind, dass ihnen ihr öffentliches Bauen wert ist.“ Ist dieses Ethos denn ganz verloren gegangen?

Die (vermeintliche) Kosten-Nutzen-Rechnung, die das gesamte Denken der computergesteuerten und computersteuernden Gesellschaft, der Finanzminister und Rechnungshöfe, der Rationalisierer und Nützlichkeitsfetischisten beherrscht, ist fehlgeleitet. Dabei geht verloren, was der wackere Arndt schon vor zwei Menschenaltern die „Anerkennung nicht messbarer Werte und insbesondere einer Nichtmessbarkeit des Menschen“ nannte. „Aber es kommt ihnen nicht zu, unter dem Blickwinkel der Sparsamkeit kulturelle oder politische

Entscheidungen zu treffen“, wandte sich Arndt an die Rechnungshöfe; denn es sei „eine auch eminent politische Entscheidung, dass ein demokratisches Gemeinwesen in seinen dem Volksganzen gewidmeten öffentlichen Bauten das Selbstbewusstsein der politischen Gesellschaft Gestalt werden lässt, ihr darin Wohnen und Bleiben im Blick auf kommende Generationen.“ Das große Plädoyer des Mannes für ein anspruchsvolles Bauen müsste den Baupolitikern und Steuerfuchsen von heute die Schamröte ins Gesicht treiben.

Für das Recht aufs Schöne in der Architektur

Der Bund der Steuerzahler kritisiert mal wieder öffentliche „Prachtbauten“. Und folgt damit der gleichen plumpen Zwecklogik wie das Bauhaus. Beim Kölner Dom hat sich ein süddeutscher Kritiker mit solchen Argumenten unsterblich blamiert

tersten Notwendigkeiten“, also mit der materiellen Lage des Staatswesens und der Gesellschaft, die eine derartige Aufschmückung nicht zulasse. Damit wurden Schmuck und Ornament, Schönheit und Pracht zum bloßen Dekor, zum unverantwortlichen und frivolen Luxus gestempelt – eine Klassifizierung, die, wie die Einschränkungen unter dem Diktat der Corona-Pandemie und die – sicherlich gut gemeinte – Mahnung des Steuerzahlerbundes gezeigt haben und zeigen, heute Wiederkäufer in allen politischen Lagern findet. Aber sie ist falsch.

Niemand hat sich vor der Geschichte so blamiert, wie jener „Süddeutsche“, der 1844, vier Jahre vor der Revolution, vermeinte, besonders „fortschrittlich“ und „aufgeklärt“ zu sein, wenn er die in Angriff genommene Vollendung des Kölner Doms öffentlich in Grund und Boden verdammte – mit Argumenten und Floskeln, die heute bei jedem etwas anspruchsvolleren Neubau wieder aufgewärmt wer-

den. Der Bau dieses „Priesterpalastes“ verschlinge „Millionen, die auf Menschenwohnungen besser angewendet wären“. Und im Übrigen: „Geist, Genius, Gemüt ist durchaus nicht darin, soviel man auch davon fabeln und faselnd mag; nicht einmal Verstand, denn ein solcher gotischer Bau entspricht weder irgendeiner denkbaren Vorstellung von Schönheit noch einem vernünftigen Zwecke.“ Der Mann zog vor, anonym zu bleiben – wohl weil er es selbst nicht glaubte.

Wenn wir vorgerechnet haben, welche Milliarden seit 100 Jahren nur allein in die Erhaltung der ganz und gar „einem vernünftigen Zwecke“ gewidmeten schmucklosen Bauten der Architekturmoderne gesteckt werden mussten (und noch immer müssen), nur um sie am Leben zu halten, so könnten die Stadtväter von Köln nach 150 Jahren eine ganz andere Rechnung aufmachen: Der Dom zu Köln hat, rein materiell betrachtet, Millionen in die Kassen der Rheinmetropole



*Moderner Dom am Wasser: die
Hamburger Elbphilharmonie*

GETTY IMAGES/STONE/JORG GREUEL

gespült – als bare Hinterlassenschaft von sechs bis sieben Millionen Besuchern pro Jahr, die von „Geist, Genius, Gemüt“ des Bauwerks anscheinend nicht genug bekommen können. Wir wissen nicht, wie viel die Stadt Köln von diesen Einkünften aus dem Massentourismus in „Menschenwohnungen“ steckt, ganz abgesehen vom spirituellen Gewinn, den der Dom seinen Besuchern an „nicht messbaren Werten“ spendet. Ähnliche Rechnungen lassen sich aber für jeden „Prachtbau“ anstellen, auch wenn er, wie die Elbphilharmonie in Hamburg mit ihren drei bis vier Millionen Besuchern im Jahr, ein paar Jahrhunderte jünger ist. Wer nichts gelernt hat außer Rechnen, kann nicht rechnen.

Schönheit hat nichts mit Geld oder Pracht zu tun, auch wenn sie sich in „prächtigen“ Formen entfalten und den Steuerzahler teuer zu stehen kommen kann. Das bezeugt ein sehr unverdächtiger, ungeheuer aufgeklärter und „moderner“ Beobachter: der Physiker Werner

Heisenberg. In seinen Betrachtungen über die Schönheit in den Naturwissenschaften kommt er auch auf die „einfachen Grundformen“ zu sprechen. Er vermag in ihnen aber nur ein Zwischenstadium zu sehen. In der parallelen Reflexion über die Schönheit in der Architektur erkennt er im Schönen „die wichtigste Quelle des Leuchtens und der Klarheit“. In ihm blitze „der große Zusammenhang“ auf, „noch bevor er rational im Einzelnen verstanden ist“. Wenn es zu diesem unmittelbaren Erkennen komme, zu diesem Erschrecken vor dem Schönen, wie es bei Plato heiße, ereigne sich im Menschen eine „Beglückung“ wie beim „Verstehen in der Natur“. Es sei, nach einem Wort von Plotin, „das Durchleuchten des ewigen Glanzes des ‚Einen‘ durch die materielle Erscheinung“.

Vielleicht ist es die schönste, treffendste Begründung für das durch nichts und niemanden zu schmälern Recht des Schönen und Prächtigen in der Architektur.